



Katharina Cornaro.

Venetianische Skizze.

„Polpi, caldi, teneri!“ ruft ein Mann mit einem irdenen Becken auf dem Kopfe und tritt aus dem Sottoportico della Fava, der mit einer Seite in den langen Kanal Rio Foscaro mündet und mit der andern auf den belebten Platz San Pantalone hinausführt. Das irdene Becken, Conca genannt, welches Momolo auf dem Kopfe trägt, hat die Größe eines ordentlichen Wasserfaßes — mit dem allseitigen Unterdruck, daß es nach unten etwas spitz zukäuft — und ist bis an den Rand mit Polpi gefüllt, die Momolo eben heiß aus dem Kessel gezogen hat.

Schöne betören Momolo nicht; barhäutig, die blauen Zwißhosen hoch aufgestrichelt, bloß mit einem roth- und weißfarbigen Watiroben angethan, Sommer und Winter eine Straßengängelei schief auf den Kopf gestülpt, ein goldenes Ständchen im rechten Ohrfläppchen, Tag für Tag, das Nachmittags der venetianischen Mädchen, Unterwegs wickelt er kleinere Geselle ab, die schönsten Polpi jedoch heftet stets für seine Stammkundtschaft reservirt. Es sind dies die Schönen „Al Giorgione“, „Al vecchio Rustachio“.

„Al Grappolo d'Uva“ und wie sie alle heißen. Jetzt steht der Polpiemann eben wieder im Begriffe, den Garten der Trattoria „Al Grappolo d'Uva“ auf Santa Margherita zu betreten und laut die Güte seiner Waare anzupreisen, allein auf dem in die Mitte des Gartens aufgestellten Podium wird eben eine Arie aus „Norma“ abgelesen und Momolo, welchen eine große Achtung vor der Kunst, wie vor allem Vornehmen auszeichnet, schießt sich, mit seinem irdenen Becken auf dem Kopfe, beschleunigt hinter einen der vier Gastandlader, welche das Gärtchen „Zur Weintraube“ schmücken und erhalten. Dem Dilettantismus ist hier ein neues Feld eröffnet. Berufsmäßige Sänger und Musikanten sind ausgeschlossen. Der Wirth, ein schlauer Kopf, überläßt das Podium ausschließlich seinen Gästen als Tummelplatz. Wer etwas zu singen oder zu sagen weiß oder es auch nicht weiß, darf hinaufsteigen, um das Seinige zur Unterhaltung beizubringen; und wiewohl der Wein beim „Grappolo d'Uva“ lauter ist, denn anderswo, findet sich doch allabendlich eine große Menge Sangeslustiger dort ein, die es alle selbstverständlich auf die Oper abgesehen haben. Momolo fluecirt seine behesten und zartesten Polpi bei, die je nach ihrem Umfange das Stück zu 10 bis 16 Centesimi reichenden Absatz finden. Hat er seine Waare los, pflegt er sich, ob da oder anderswo, unter die Güste zu mischen, um sich einen guten Tropfen wohl-schmecken zu lassen. Mit dem Schläge Eß erhebt sich Momolo mehr oder weniger angebetet und wandt dem Sottoportico della Fava zu. Da er den Hauschlüssel, von einem Pfund Gewicht, welchen jeder Venetianer bei sich trägt, vermischt, so alarmirt er allmählich die ruhige Nachbarschaft durch eine Art Hohnschrei, den er dreimal wiederholt, und hilft das nicht, durch derbe Faustschläge gegen das Hausthor. Die gutmüthigen Nachbarn ringum sind an diese Ritzschreibung bereits so gewöhnt, wie an die ständlichen Arienachtsgeladen von San Marco, welche auch Nacht um Nacht in die Todtenstille der Lagune hineinbrüllen. Und jetzt ist es vielleicht an der Zeit, Denjenigen, die es nicht wissen sollten, zu sagen, welcher Art der Rederbesen ist, welcher den Namen Polpo führt. Wer erinnerte sich nicht der „Meerearbeiter“ Viktor Gugo's und des grauenigen Seungehimmels, das darin eine so hervorragende Rolle spielt! Wohlja, ein solcher Polpo mit zahlreicher Fangarnen, nur in seinem zartesten Lebensalter, ist ein Polpo. In Beweglich spielt der Polpo in den unteren Schichten etwa die Rolle der heißen Würfel in den Wägen. Allein auch Feinschmecker aus der geistreichsten Gesellschaft behaupten, daß insbesondere das Innere dieses interessanten Thieres an Schwachhaftigkeit alle Delikatessen übertriffe und nur mit den Schmecken Croutons in eine Dime gefüllt werden können. Was die Verdaulichkeit betrifft, so mag die Verantwortung dafür besser unterbleiben; in erster Reihe gehören zweimündig gelunde und kampfständige Bähne dazu, um einem Polpo gerecht zu werden.

Allmorgendlich, wenn über der lautlosen Lagune noch der frische Odem des Meeres zittert, welchen die aufsteigende Fluth aushaucht; wenn auf den langen Wasserarmen und den sie umrahmenden Bauten traumhaft dämmeriges, einträgliches, undurchsichtiges Grau in Grau lagert und der Horizont rothgelb-violette Streifen aufweist: steht Momolo schon in Gesellschaft seines Sohnes darauf auf den Steinfluten seines Palastes, bis an die Knöchel im Wasser und wäscht und zieht die Polpi rein, welche Mane zu nachtschlafender Zeit von den Fischern der Adria angefaßt hat. Mane ist ein stämmiger, gutmüthiger, blattnerarbigcr Burtsche und noch weniger beleidet, als sein Vater. Nur die Straßengängelei schief als nie auf seinem kraushaarigen Haupte. Da stehen Beide am Rio unten und waschen mit lobenswerther Gründlichkeit die vielarmigen Weichthiere. Alle Nachbarn Momolo's — und er hat deren nicht wenige und sie scheinen sämtlich nicht Anderes zu thun zu haben, als zum Fenster hinaus oder vom Balkon herabzusehen — können kein löbliches Geschäftegehabren bezeugen. In der einsam-vornehmen Wasserstraße emgeht keinem das Geringste von dem, was der Andere

thut, obgleich Niemand den Fuß auf die Straße setzen kann ohne Besitze einer Gondel. Momolo steht ob der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seit vielen Jahren den einträglichen Polpihandel betreibt, in hohem Ansehen. Nebstbei errentet er sich des Rufes einer gewissen Wohlhabendheit und Großmuth, wiewohl er nicht gerade betrübt, die Lust ringsum zu verbessern, namentlich nicht zur Sommerzeit. „Die Polpi!“ heißt es dann, und die Leute auf den Ballons ziehen die Rollenflügel einige Male reich nacheinander ein. Insbesondere ist es eine kleine aristokratische Dame, mit Voden à la Soubigné, welche sich allemal sofort mürrisch zurückzieht. Momolo wäscht noch immer an seinen Ungehämen. Im ersten Stocke des anstehenden Palazzos — selbstverständlich giebt es den ganzen langen Rio entlang Häben und drüben nur Paläste — wird ein Fenster angelichtet aufgerissen und eine weiße Zippelmäße, welche zu einem alten Kopfe gehört, kommt in Sicht. Der Eigentümerin dieser Mäße und dieses Kopfes erkundigt sich, beide Hände als Schallträger an den Mund haltend, um den Tageskurs der Polpi.

„Ungeföht sechs Centesimi das Stück, wenn Du viele brauchst“, antwortet Momolo und zieht seine Polypen so tapfer durch's Wasser, wie der Färber ein Stück Stoff. „Rege sie bei Seite, im Vorübergehen hole ich sie.“ Der Sprecher ist Unterloch in einem Alendarrahl, er hat ganze fünfundschwanzig Rire Monatsgehalt und ein reizendes fünfzehnjähriges Töchterchen, das, weil es blondköpfig und behäuflich ist, ungefähr mit jener zarten Aufmerksamheit behandelt wird, die man weissen Mäßen angedeihen läßt, wenn man sie in gelbe Sägelähne unter einen Glassturz steckt. Begreiflich, daß der arme Unterloch auf billigen Einkauf sieht! Eine Weile später erscheint Marietta, sein schmüdes Töchterchen am Fenster. Ihr Bräutigam hat ihr Tags zuvor, wiewohl er nur ein mit drei Rire täglich angestellter Ausmauther ist, zum Marienstage einen weissen Atlasfächer mit seidengedellten Rollen geschickt, welcher bare zwölf Rire gekostet hat, gerade so viel, als ihm der Monte di Pietà auf seine Uhr gebovort. Marietta freut sich des Fäders, welchen sie jetzt im hellen Sonnenlichte ausbreitet und heißt dabei mit ihren kleinen, weissen Zähnen in einem Polpo, der in rohem Zustande die Farbe trübren Perlmutters aufweist, gelocht aber ganz merkwürdig violette Tinten annimmt. Ihre Mutter, eine Venetianerin von schwärzester Hautfarbe, die es überhaupt für eines der größten Wunder hält, eine blonde Tochter zur Welt gebracht zu haben, steht hinter dem zierlichen Mädchen und blüht verklärt auf die jüngeren Fächer. Der alte Unterloch hat indessen schon die Rückseite des Palazzos erreicht, wo seine Füße auf festem Grunde stehen und ist eben bemüht, die erworbenen, noch ungekochten Polypen in ein blau-carriertes Sackstuch zu binden — ebenfalls Landesfute. Es schlägt Acht. Bei der kleinen à la Soubigné fristiren Dame werden die Fensterladen hermetisch geschlossen, um den Tag abzuhalten.

„Jetzt geht die Märrin schlafen“, sagte die Mosconi zu ihrem Töchterchen, „so treibt sie's nun schon dreißig Jahre und darüber und noch immer ist sie nicht gestorben.“ „Dreißig Jahre!“ ruft die fünfzehnjährige Marietta. „Wie man nur so alt werden kann!“ In die dem Augenblicke wird in dem anstehenden Palazzos links mit großer Bequämligkeit eine Ballonstühle geöffnet. Der alte Bau hängt allerdings schon ganz würdich im Wasser, aber der kriegerische Helm über dem Haussthere und die kleinen feineren Hände am dem Balkon sprechen von vergangener Größe und Vornehmheit. Die Bewohnerin der Vel-Etage erhebt auf dem Balkon. Ihre Toilette ist aus Dirrtigkeit und Alter zusammengesetzt, das seine Geisicht abgehärtet und über die erste Jugend hinaus. Sie hält die rechte Hand vor das Auge und schaut zaghaft ringsum.

„Da ist die Giaretta, welche auch lüchsiges ist!“ sagt die Mosconi leise zu ihrer Tochter. „Care“, flüstert eine süßliche und gebildete Stimme in freundlich wohlwollend, wenigstens etwas herablassendem Tone, „müchiet Ihr nicht Eure Uhr stillstehen lassen, sie schlägt und tikt so furchbar laut und ich habe heute Migraine.“ „Ja, Contessa, gerne!“ riefen Beide mit der Verbindlichkeit, welche die Venetianer aller Stände auszeichnet und doch mit jenem Gleichberechtigungsgelübde im Tone, das dem einfügen Fischervolk im Blute liegt. „Grazie, grazie!“ erklingt das alte Stimmchen. Die Frau des Unterlochs bringt ihre alte Stoduhr zum Stehen — Povera Contessa! Reffenmaßeln kann sie nicht hören, die Uhr löret sie im Schläge, das Kröpen der Stahlfeder schmerzt ihre Kopfnerven; es ist der Hunger, welcher sie so wunderbar macht.

Die blonde Marietta zieht die Unterlippe spöttlich abwärts und meint — vermuthlich weil der eben verzehrte Polpo ihr noch im Magen liegt — daß es eher das ewige Weien sein müße, welches der Grünflin schabte. „Sie und die andere Alte, die Meina, welche Momolo ins Haus genommen hat, gehen jetzt schon gar vier Mal täglich in die Kirche.“ Vom Glockenthurme der Carmini erklingen zwei Schläge. Es ist halb Neun. Momolo steht auch bereits, mit der Helmzünge auf dem Ohre, unter dem Sottoportico della Fava und lockt die Käufer durch den wohlbekannten Ruf: „Polpi, caldi, teneri!“ ein. Diesmal hat er das große

irdene Becken sammt dem einzigen bunten Speiseteller und der zweizünftigen Gabel auf einem hölzernen Dreifuße vor sich stehen. Männer, Weiber, Kinder schlürfen vorüber und viele halten, angezogen von dem sympathischen Seegeruche, ihre Schritte an, um Momolo's Waare prüfenden Blicken zu unterziehen. Ein lebhaftes Feilschen entpuppt sich zwischen den Kauflustigen und dem Verkäufer.

„Was? Für diesen Armstüben da, zwölf Centesimi!“ und der Kunde zerrt eines der Thiere an einem Fangarne aus der irdenen Schüssel und läßt es in der Luft baumeln, um es alsdann unbefriedigt in das Becken zurück zu werfen.

„Sechs für diesen Kleinen da!“ bietet ein zerrauttes Weib und zeigt die Zahl mit ihren Fingern. Momolo schleudert ihr ein ganzes halbes Duzend Klischee an der Kopf, worauf sie sich begnügt, ihm ein zehn-Centesim-Stück unter die Nase zu halten. Damit ist der Handel abgeschlossen und Momolo sowohl wie die Käuferin trennen sich nach ebenso vielen verbindlichen Redensarten, als es zuvor Scheltworte gegnnet hat. Zwei barhäufige Kinder von vier bis sechs Jahren, welche schon eine Weile hindurch ihre begehrlichen Blicke nach der Polpihülle gerichtet hatten, treten jetzt schüchtern vor. „Das kleine Mädchen macht ihr recht's Mähdchen auf und präsentirt Momolo drei Centesimi, wogegen sie zaghaft zwei ganz kleine Polpi zu erwerben wünscht.

„Va in malora!“ schreit Momolo entrüstet aus und streckt seine beiden Arme mit hitziger Bewegung über den eigenen Kopf empor. Das kleine Mädchen läßt sich dadurch nicht abschrecken, und im nächsten Augenblicke sucht Momolo auch schon zwei winzige Exemplare, welche sich auf den Grund der Schüssel verkrachten haben, hervor und wirft sie dem kleinen Mädchen mit einem „Va benedotta!“ in die ausgestreckte Hand. Fluch und Segen liegen in Bewegig stets nebeneinander.

„Nane!“ ruft Momolo jetzt seinem Sohne zu, welcher eben, mit einem Tragkorb voller Fische zum Ausgang gerückt, die Stiege herunter kommt, um durch den schmuhrigen Sottoportico della Fava auf San Pantalone zu gelangen. „Nane, schläft die Meina noch?“

„Das will ich meinen!“ geht der stämmige Burtsche mit dem gutmüthigen, blattnerarbigem Gesichte zurück. „Nane, geh' zurück und laß Deiner Mutter, daß sie für die Meina zwei Eier mit Wein abzurin soll, damit sie beim Erwachen etwas Kräftiges vorfindet.“

„Gut, gut!“ — und der Burtsche eilt, den Befehl seines Vaters zu vollziehen. „Teneri, teneri, teneri!“ schmettert Momolo wieder in die feische Vogelruft hinaus und reißt vergnügt seine braunen, weiterharteten Hände gegeneinander. — „Poveretta!“ sagt er gleich darauf mit einem schweeren Stohpfeizer, wobei er die Lippen ganz einzieht und mehrere Male hintereinander den Kopf schüttelt.

Die Venetianer sind Langschläfer, selbst in den unteren Schichten. Nun erst öffnen sich einer nach dem andern die Fensterläden der Paläste in der langen Wasserstraße, die wir im Morgenlichte gesicht.

„Jetzt ist's fünf Minuten vor Neun“, sagt Momolo zu sich, als zwei große, wohlfrästete, penlich lauber gekleidete Männer, mit auffallend gut geputzten Stiefeln, in militärischer Haltung an ihm vorüber kommen. Es sind die Scaulafesher der Akademie der schönen Künste; sie dienen Momolo, dank ihrer Pünktlichkeit, als Uhr. Nach der Tagchreiber vom Münzhilium, welcher die Ballonwohnung im ersten Stock inne hat, heißt bereits unter seinen Namen und Kanariensüßem Umhang. Frau und Tochter stehen schon seit drei Stunden auf der Mädchenschule, um zu Zweien drei Rire herinzubringen. Unterdessen hat er seinen mächtigen Schurrbart aufgeföhrt, der ihm eine riefige Mählichkeit mit Umberto I. verleiht. Dieser Schurrbart und seine wohlheringaten Hände bilden den Stolz der beiden Frauen. Mit solch' einem Cavalieri Sonntags auf dem Marktplatz zu erscheinen, ist kein Döner zu groß. Jetzt wird es auch auf der gegenüberliegenden Seite der langen Wasserstraße lebendig, wo die wohlhabenden Paläste stehen, die nach rückwärts zu schöne, schattige Gärten bergen. Die Maler kommen Einer nach dem Andern zu dem alten Palazzos Venier, wo sie ihre Atelier's haben. Der viele Engländer, welcher den Garten ganz allein gemietht hat, um darin seine „plain-air“-Wäber zu malen, fährt in der Gondel vor. Andere, weniger vom Glück Begünstigte, kommen an Momolo vorüber, dessen Charakterkopf sie interessiert und mit dem sie häufig auf nachbarlichem Fuße stehen. Die kleine Glocke von San Pantalone ritt die Trommen zur Reuehymesse. Der Polpiemann hat nur mehr ein halbes Duzend unangeleglicher Polypen in seiner Schüssel, die er unter die Steigigen zu vertheilen beschließt. Ern packt er das irdene Becken und den bunten gefalteten Feller sammt dem dreibeinigen Ständchen zusammen, um nach Hause zu gehen, als in dem Halbhumel des Sottoportico eine weißliche Gestalt sichtbar wird.

„D. Meina!“ begrüßt Momolo mit freudlichem Grinsen die hohe, schlanke Frau, welche nach altvenetianischer Sitte einen großen, schwarzen Spitzenheller über die Schultern und das schneeweiße Haupthaar geworfen hatte. „Haben Sie Ihr „Shattaino“ (mit Fuder gerührtes Ei) gegessen?“

„Ja, Contessa, gerne!“ riefen Beide mit der Verbindlichkeit, welche die Venetianer aller Stände auszeichnet und doch mit jenem Gleichberechtigungsgelübde im Tone, das dem einfügen Fischervolk im Blute liegt. „Grazie, grazie!“ erklingt das alte Stimmchen. Die Frau des Unterlochs bringt ihre alte Stoduhr zum Stehen — Povera Contessa! Reffenmaßeln kann sie nicht hören, die Uhr löret sie im Schläge, das Kröpen der Stahlfeder schmerzt ihre Kopfnerven; es ist der Hunger, welcher sie so wunderbar macht.

Die blonde Marietta zieht die Unterlippe spöttlich abwärts und meint — vermuthlich weil der eben verzehrte Polpo ihr noch im Magen liegt — daß es eher das ewige Weien sein müße, welches der Grünflin schabte. „Sie und die andere Alte, die Meina, welche Momolo ins Haus genommen hat, gehen jetzt schon gar vier Mal täglich in die Kirche.“ Vom Glockenthurme der Carmini erklingen zwei Schläge. Es ist halb Neun. Momolo steht auch bereits, mit der Helmzünge auf dem Ohre, unter dem Sottoportico della Fava und lockt die Käufer durch den wohlbekannten Ruf: „Polpi, caldi, teneri!“ ein. Diesmal hat er das große

irdene Becken sammt dem einzigen bunten Speiseteller und der zweizünftigen Gabel auf einem hölzernen Dreifuße vor sich stehen. Männer, Weiber, Kinder schlürfen vorüber und viele halten, angezogen von dem sympathischen Seegeruche, ihre Schritte an, um Momolo's Waare prüfenden Blicken zu unterziehen. Ein lebhaftes Feilschen entpuppt sich zwischen den Kauflustigen und dem Verkäufer.

„Was? Für diesen Armstüben da, zwölf Centesimi!“ und der Kunde zerrt eines der Thiere an einem Fangarne aus der irdenen Schüssel und läßt es in der Luft baumeln, um es alsdann unbefriedigt in das Becken zurück zu werfen.

„Sechs für diesen Kleinen da!“ bietet ein zerrauttes Weib und zeigt die Zahl mit ihren Fingern. Momolo schleudert ihr ein ganzes halbes Duzend Klischee an der Kopf, worauf sie sich begnügt, ihm ein zehn-Centesim-Stück unter die Nase zu halten. Damit ist der Handel abgeschlossen und Momolo sowohl wie die Käuferin trennen sich nach ebenso vielen verbindlichen Redensarten, als es zuvor Scheltworte gegnnet hat. Zwei barhäufige Kinder von vier bis sechs Jahren, welche schon eine Weile hindurch ihre begehrlichen Blicke nach der Polpihülle gerichtet hatten, treten jetzt schüchtern vor. „Das kleine Mädchen macht ihr recht's Mähdchen auf und präsentirt Momolo drei Centesimi, wogegen sie zaghaft zwei ganz kleine Polpi zu erwerben wünscht.

„Va in malora!“ schreit Momolo entrüstet aus und streckt seine beiden Arme mit hitziger Bewegung über den eigenen Kopf empor. Das kleine Mädchen läßt sich dadurch nicht abschrecken, und im nächsten Augenblicke sucht Momolo auch schon zwei winzige Exemplare, welche sich auf den Grund der Schüssel verkrachten haben, hervor und wirft sie dem kleinen Mädchen mit einem „Va benedotta!“ in die ausgestreckte Hand. Fluch und Segen liegen in Bewegig stets nebeneinander.

„Nane!“ ruft Momolo jetzt seinem Sohne zu, welcher eben, mit einem Tragkorb voller Fische zum Ausgang gerückt, die Stiege herunter kommt, um durch den schmuhrigen Sottoportico della Fava auf San Pantalone zu gelangen. „Nane, schläft die Meina noch?“

„Das will ich meinen!“ geht der stämmige Burtsche mit dem gutmüthigen, blattnerarbigem Gesichte zurück. „Nane, geh' zurück und laß Deiner Mutter, daß sie für die Meina zwei Eier mit Wein abzurin soll, damit sie beim Erwachen etwas Kräftiges vorfindet.“

„Gut, gut!“ — und der Burtsche eilt, den Befehl seines Vaters zu vollziehen. „Teneri, teneri, teneri!“ schmettert Momolo wieder in die feische Vogelruft hinaus und reißt vergnügt seine braunen, weiterharteten Hände gegeneinander. — „Poveretta!“ sagt er gleich darauf mit einem schweeren Stohpfeizer, wobei er die Lippen ganz einzieht und mehrere Male hintereinander den Kopf schüttelt.

Die Venetianer sind Langschläfer, selbst in den unteren Schichten. Nun erst öffnen sich einer nach dem andern die Fensterläden der Paläste in der langen Wasserstraße, die wir im Morgenlichte gesicht.

